
Der Büchernarr

Von Gustav Flaubert.

In einer engen und sonnelosen Gasse Barcelonas lebte vor kurzer Zeit ein Mann mit bleicher Stirn, mit hohlen, erloschenen Augen, eines jener sonderbaren Geschöpfe des Abgrunds, wie sie in Hoffmanns Träumen aus dem Boden steigen.

Das war Giacomo, der alte Buchhändler.

Dreißig Jahre alt, erschien er schon betagt und verbraucht. Seine hohe Gestalt hatte sich gekrümmt wie die eines Greises. Die langen Haare hingen schneeweiß. Die starken, nervigen Hände waren abgemagert und mit Runzeln bedeckt. Seine Kleidung war jämmerlich verwahrlost, sein Benehmen verkehrt und unbeholfen, sein Gesicht blaß, traurig, häßlich und eigentlich gleichgültig.

Man sah ihn selten auf der Straße, außer an den Tagen, da seltene und merkwürdige Bücher ausgedoten wurden. Dann war er durchaus nicht mehr der unbedeutende und alberne Geselle wie gewöhnlich. Seine Augen bekamen Leben. Er lief, er schritt, er trat fest auf. Mit Mühe bändigte er seine Freude, seine Aufregung, seine Ängste und seinen Kummer. Und abgejagt, keuchend, außer Atem kehrte er heim, streichelte das liebe Buch, ließ es nicht aus den Augen und hütete es zärtlich wie ein Geizhals den Schatz, wie ein Vater die Tochter, wie ein König seine Krone.

Dieser Mensch redete mit keinem, außer Antiquaren und Trödlern. Er war schweigsam und in Grübeleien verloren, finster und trübselig. Er hatte nur einen Gedanken, eine Liebe, eine Leidenschaft: die Bücher. Und diese Liebe, diese Leidenschaft brannte ihn aus, fraß seine Tage, verschlang sein Dasein.

Bei Nacht manchmal sahen die Nachbarn hinter den Fenstern des Buchhändlers ein Licht flackern, das näher kam, sich entfernte, höher hinauffstieg und bisweilen erlosch; dann hörten sie an ihre Türe klopfen,

und Giacomo war's, der seine Kerze wieder anzünden wollte, die ein Windstoß verweht hatte.

Die fieberhaft erregten, hitzigen Nächte verbrachte er inmitten seiner Bücher. Er lief in den Lagerräumen umher, durcheilte verzückt und außer sich die Galerien seiner Bücherei. Dann stand er wieder still, wirren Haars, mit starren, funkelnden Augen; seine Hände strichen zitternd über das Holz der Regale, sie waren warm und feucht. Er nahm ein Buch, blätterte hin und her, befühlte das Papier, prüfte die Vergoldung, den Einband, die Lettern, die Schwärze, den Falz und die Kunst der Zeichnung beim Worte „Finis“. Dann gab er ihm einen anderen Platz, stellte es in ein höher gelegenes Fach und verharrte ganze Stunden in der Betrachtung von Titel und Format.

Darauf ging er zu den Handschriften, seinen Hätschellindern. Er nahm eine, die älteste, verschliffenste, schmutzigste, besah verliebt und glücklich das Pergament, schmeckte den heiligen und verehrungswürdigen Staub; seine Nüstern schwellen vor Freude und Stolz, und ein Lächeln umzog seine Lippen.

Oh, dieser Mann war glücklich, glücklich inmitten all dieser Gelehrsamkeit, deren sittliche Bedeutung und deren literarischen Wert er kaum begriff. Er war glücklich zwischen all den Büchern und weidete seine Augen an den Goldbuchstaben, den abgegriffenen Seiten, dem fleckig gewordenen Pergament. Er liebte die Wissenschaft, wie ein Blinder den Tag liebt.

Nein! Es war nicht die Wissenschaft, die er liebte, es war nur ihre Gestalt und ihr Ausdruck. Er liebte ein Buch, weil es ein Buch war, er liebte seinen Geruch, seine Form, seinen Titel. Er liebte die alte, unleserliche Datierung einer Handschrift, die fremdartig verzogenen gotischen Buchstaben, die unbeholfen vergoldeten Schnörkel; er liebte die verstaubten Seiten, den Staub, dessen süßen und zarten Geruch er mit Entzücken einatmete; er liebte das artige Wort „Finis“, flankiert von zwei Amoretten, verschlungen in eine Bandschleife, an eine Quelle gelehnt, auf einen Grabstein gemeißelt oder eingebettet in ein Körbchen zwischen Rosen, goldenen Früchten und blauen Blumensträußen.

Diese Leidenschaft hatte ihn ganz hingenommen, er aß nichts, er schlief

nicht mehr, er träumte nachts und tags von seinem einzigen Ideal: den Büchern.

Er träumte von allem Göttlichen, Erhabenen und Schönen, das einer königlichen Bibliothek zukomme, und er träumte davon, die seine so groß zu machen wie die eines Königs. Sein Atem ging ruhig, er erschien stolz und mächtig, wenn er seinen Blick versenkte in die unabsehbaren Gänge, wo sein Auge in Büchern ertrank. Er hob den Kopf: Bücher! Er ließ ihn sinken: Bücher! Rechts, links, überall!

Er galt in Barcelona für einen Sonderling und Meister unheimlicher Künste, für einen Gelehrten oder einen Zauberer.

Er konnte kaum lesen.

Niemand wagte ihn anzureden, so streng und bleich war sein Gesicht. Er sah schlimm und tückisch aus, und doch tat er keinem Kinde etwas zuleide. Freilich gab er auch niemals Almosen. Er verwandte all sein Geld und Gut und alle seine Gedanken auf seine Bücher. Er war Mönch gewesen, und hatte um ihretwillen Gott im Stich gelassen. Später opferte er ihnen, was den Menschen das Liebste ist nach Gott: das Geld. Endlich gab er ihnen, was einem das Liebste ist nach dem Gelde: seine Seele.

Seit einiger Zeit dehnte er die Nachtwachen noch länger aus. Man sah seine Lampe zu späterer Stunde über den Büchern brennen. Er besaß ein neues Kleinod: eine Handschrift.

Eines Morgens trat ein junger Salamankaner Student in den Laden. Er schien reich zu sein, denn zwei Läufer hielten sein Maultier vor Giacomos Pforte; er trug ein Barett von rotem Samt, und Ringe glänzten an seinen Fingern. Gleichwohl hatte er nicht jenen Anstrich von Anmaßung und Wichtigkeit, wie er Leuten eigen ist, die über galonierte Diener, schöne Kleider und einen leeren Kopf verfügen. Nein, dieser Mann war ein Gelehrter, aber ein reicher Gelehrter, also einer von den Leuten, die in Paris an Mahagonitischen schreiben, Bücher mit Goldschnitt und gestickte Pantoffeln haben, chinesische Nippfachen, einen Schlafrock, eine vergoldete Stuhluhr, eine Kasse, die auf einem Teppich schläft, und zwei oder drei Frauen, die sich von ihnen Verse, Prosa, kleine Erzählungen vorlesen lassen und

dann sagen: Sie sind ein geistvoller Mann; und sie halten ihn für einen Beten.

Dieser vornehme Herr hatte gute Manieren. Er begrüßte den Buchhändler beim Eintritt mit einer tiefen Verbeugung und sagte freundlich:

„Haben Sie Handschriften, Meister?“

Der Buchhändler wurde verlegen und stotterte:

„Herr, wer hat Ihnen das gesagt?“

„Niemand, aber ich vermute es.“

Und er legte eine goldgefüllte Börse auf den Ladentisch, indem er sie lächelnd ein wenig klingeln ließ, wie jedermann tut, der sich seines eigenen Geldes erfreut.

„Herr,“ erwiderte Giacomo, „ich habe allerdings solche, aber ich verkaufe keine. Ich behalte sie.“

„Warum? Was wollen Sie damit machen?“

„Warum, Herr?“ — Und er wurde rot vor Erregung.

„Was ich damit mache? — Oh, Sie haben ja keine Ahnung, was das überhaupt ist: eine Handschrift!“

„Verzeihen Sie, Meister Giacomo, ich weiß das sehr wohl, und ich will's Ihnen beweisen. Sie haben die Türkische Chronik.“

„Ich? — Herr, man hat Sie belogen.“

„Aber beruhigen Sie sich, Giacomo,“ erwiderte der Edelmann, „ich will sie Ihnen nicht rauben, ich will sie kaufen.“

„Niemals!“

„Sie werden sie mir verkaufen,“ meinte der Student, „denn sie ist hier. Sie wurde bei Ricciami gekauft an seinem Todestage.“

„Nun ja, Herr, ich habe sie, sie ist mein Schatz, ist mein Leben. Sie werden sie mir nicht wegnehmen. Hören Sie, ich will Ihnen ein Geheimnis anvertrauen: Baptisto, Sie kennen Baptisto, den Buchhändler am Königsplatz, meinen Rivalen, meinen Feind — sehn Sie, der hat sie nicht, und ich hab' sie.“

„Wieviel ist sie wert?“

Nach langem Stillschweigen sagte Giacomo mit stolzer Miene:

„Zweihundert Pistolen, Herr.“

Dabei sah er den jungen Mann triumphierend an, als wolle er sagen: Sehn Sie nur, das ist Ihnen zu teuer, und billiger gebe ich sie nicht. Er irrte sich; jener wies auf die Börse:

„Da sind dreihundert.“

Giacomo wurde blaß, er war einer Ohnmacht nahe.

„Dreihundert Pistolen,“ wiederholte er, „— ich bin aber ein Narr, Herr, und gebe sie nicht für vierhundert.“

Der Student griff lachend in die Tasche und zog zwei andere Borsen hervor.

„Schön, Giacomo, fünfhundert! Du willst sie nicht verkaufen, Giacomo? Aber ich bekomme sie, ich bekomme sie noch heute, augenblicklich — ich muß sie haben, und sollte es diesen Ring kosten, den ich in einer Liebesnacht bekam, sollte es meinen Degen mit dem Diamantschmuck, meine Villen und Schlösser, sollte es meine Seele kosten. Ich muß das Buch haben, im guten oder bösen, um jeden Preis. In acht Tagen verfechte ich meine These in Salamanka. Ich brauche das Buch, um Doktor zu werden, ich muß Doktor sein, um Erzbischof zu werden, und ich will den Purpur auf den Schultern tragen, um einmal die Tiara auf das Haupt zu setzen.“

Giacomo trat näher und sah ihn voll Bewunderung und Respekt an, als den einzigen Menschen, dessen Wesen er verstand.

„Höre, Giacomo,“ fuhr der Edelmann fort, „ich will dir auch ein Geheimnis sagen, — es mag dir Geld und Glück bringen: Am Arabertor wohnt ein Mann, der besitzt Das Geheimnis Sankt Michaels.“

„Das Geheimnis Sankt Michaels“ — Giacomo stieß einen Freudenschrei aus — „tausend Dank, Sie retten mein Leben.“

„Jetzt gib mir die Türkische Chronik.“

Giacomo eilte zu einem Regal, aber plötzlich stand er still, machte ein entsetztes Gesicht und sagte im Tone höchsten Erschreckens:

„Herr, sie ist nicht da.“

„Deine Kniffe sind reichlich plump, Giacomo, und deine Augen verleugnen deine Worte.“

„Ich schwöre Ihnen, Herr, sie ist nicht da.“

„Du bist ein alter Narr, Giacomo; — hier sind sechshundert Pistolen.“

Giacomo zog die Handschrift hervor und gab sie dem jungen Manne.

„Hüten Sie sie wohl“, sagte er, während jener lachend hinausging und sein Maultier bestieg. Dabei rief er den Dienern zu:

„Ihr wißt, daß ich ein Narr bin. Aber eben habe ich einen Schafskopf hineingelegt. Dieser alberne Dickhädel von einem Mönch,“ wiederholte er noch einmal laut lachend, „— er glaubt wirklich, ich wolle Papst werden.“

Niedergeschlagen und verzweifelt blieb der arme Giacomo in seinem Laden. Er drückte heulend vor Wut seine glühende Stirn gegen die Fensterscheiben und sah tiefbekümmert seiner Handschrift nach, dem Ziel seiner Sorge und Liebe, die nun die groben Knechte des Edelmannes fortschleppten. „Sei verflucht, höllisches Scheusal, sei verflucht, hundertmal verflucht! Du hast mir alles gestohlen, was ich auf Erden lieb hatte . . . Mein Leben ist aus . . . Der Schuft hat mich betrogen, ich weiß, er hat mich betrogen . . . Aber dann will ich mich rächen . . . Schnell zum Arabertor! . . . Aber wenn der Mann mehr verlangt, als ich habe? . . . Was dann? Oh, es ist zum Sterben!“ Er nahm das Geld, das der Student auf dem Tische hatte liegen lassen, und lief fort.

Während er durch die Straßen eilte, sah er nichts von dem, was um ihn vorging. Alles glitt an ihm vorbei wie eine Traumerscheinung, deren Sinn er nicht enträtseln konnte. Er hörte weder den Schritt der Vorübergehenden noch das Knarren der Räder auf dem Pflaster. Er dachte an nichts, er träumte von nichts, er sah nichts als das eine: Bücher! Er dachte an *D a s G e h e i m n i s S a n k t M i c h a e l s*, er stellte sich das Buch vor, breit und sehr dünn, auf Pergament mit goldenen Initialen. Er versuchte die Zahl der Seiten zu erraten. Sein Herz schlug heftig, wie das eines Menschen, der das Todesurteil erwartet. Endlich war er da.

Der Student hatte ihn nicht betrogen!

Auf einem alten, ganz zerrissenen Perserteppich lag ein Paß Bücher am Boden. Ohne dem Manne, der daneben hingestreckt schlief und die Sonne anschnarchte, ein Wort zu gönnen, warf sich Giacomo auf die Knie und überflog mit unstillen und verzweifelten Blicken die Rückentitel. Dann erhob er sich wieder, bleich und niedergeschlagen, und schrie den Trödler wach:

„He, guter Freund, haben Sie *D a s G e h e i m n i s S a n k t M i c h a e l s*?“

Der Händler machte die Augen auf und sagte: „Wie? Ist das ein Buch, das ich habe? Sehen Sie doch nach!“

„Dummkopf!“ sagte Giacomo und trat mit dem Fuße auf, „hast du noch mehr als die?“

„Hier diese, bitte!“

Und er wies auf einen kleinen Päckchen zusammengeschnürter Hefte. Giacomo zerriß den Faden und las in einer Sekunde die Titel.

„Verdammt! Es ist nicht dabei. Hast du's vielleicht verkauft? Gib's her, wenn du's hast, gib — hundert Pistolen, zweihundert, so viel du willst.“

Der Trödler sah ihn erstaunt an:

„Sprechen Sie etwa von einem kleinen Buche, das ich gestern für acht Maravedis dem Pfarrer der Kathedrale von Oviedo gegeben habe?“

„Kannst du dich auf den Titel besinnen?“

„Nein.“

„Hieß es: Das Geheimnis Sankt Michaels?“

„Richtig, so hieß es.“

Giacomo machte ein paar Schritte rückwärts und schlug lang in den Staub, wie ein zu Tode gehetzter Besessener.

Als er wieder zu sich kam, war es Abend, und die Sonne versank rot am Horizont. Er stand auf und ging heim, krank und verzweifelt.

Acht Tage waren vergangen. Giacomo hatte seine schreckliche Enttäuschung nicht vergessen. Die Wunde war noch frisch und blutig. Er hatte drei Nächte nicht geschlafen, denn heute sollte das erste Buch, das in Spanien gedruckt war, zu Kauf gestellt werden, das einzige Exemplar im ganzen Reich. Schon lange gierte er danach, und es war ein Glückstag, als es hieß, der Besitzer sei gestorben.

Aber eine schwere Sorge fraß an seiner Seele: Baptisto könnte es kaufen, Baptisto, der ihm seit einiger Zeit — nicht die Kunden, an denen lag ihm nicht viel — aber alle seltenen und alten Stücke entriß, die auf den Markt kamen, Baptisto, dessen wachsenden Ruf er haßte, wie ein Künstler haßt. Der Mann erdrückte ihn. Immer er jagte die Handschriften. Bei öffentlichen Versteigerungen überbot er und blieb oben. Wie oft sah der arme Mönch, mitten in seiner

ehrgeizigen und stolzen Träumerei, die lange Hand Baptistos auf sich zukommen, quer durch die Menge, wie sie an Versteigerungstagen kam, um ihm einen Schatz zu entreißen, den er sich so lange gewünscht, mit so viel heißer Liebe und Sucht begehrt hatte. Wie oft geriet er in Versuchung, durch ein Verbrechen zu erreichen, was weder Geld noch Geduld hatte vollbringen können; aber er drängte den Gedanken in sein Herz zurück, bot alles auf, den Haß gegen den Mann zu betäuben, und verkroch sich hinter seine Bücher.

Seit dem frühen Morgen stand er vor dem Hause, in dem die Versteigerung stattfinden sollte. Er war früher da als der Auktionator, früher als das Publikum, früher als die Sonne.

Sobald die Thür geöffnet wurde, stürzte er die Treppe hinauf in den Saal und verlangte das Buch zu sehen. Man zeigte es ihm; schon das war ein Glück.

Nie hatte er ein so schönes gesehen, nie hatte ihn eins mehr gereizt. Eine lateinische Bibel war's, mit griechischen Erklärungen. Er betrachtete sie. Sie war bewunderungswürdiger als alle anderen. Er umschloß sie mit den Fingern und lachte schmerzlich, wie ein Mensch, der im Angesicht goldener Schätze vor Hunger stirbt.

Nie, niemals hatte er so heiß begehrt. Alle seine Habe, seine Bücher, seine Handschriften, die sechshundert Pistolen, all sein Blut hätte er um dieses Buch hingegeben. Alles, alles verkaufen, um dies Buch zu bekommen! Nichts, gar nichts besitzen, nur dies eine festhalten! Es ganz Spanien zeigen können, den König, die Prinzen, die Gelehrten, Baptisto höhnisch und mitleidig anlachen und sagen: Mein, mein dies Buch! — und es ein ganzes Leben lang in zwei Händen halten, es streicheln, wie er es jetzt streichelt, es fühlen, wie er es fühlt, und es immer so besitzen, wie er es jetzt betrachtet!

Endlich schlug die Stunde. Baptisto stand in der Menge, mit heiterem Gesicht, ruhig und still. Das Buch kam an die Reihe. Giacomo bot gleich zwanzig Pistolen. Baptisto schwieg und sah gar nicht hin. Schon streckte der Mönch die Hand aus, das Buch zu fassen, das ihn nur so wenig Mühe und Angst gekostet hatte, da begann Baptisto: Vierzig. Giacomo sah erschreckt auf den Gegner, der, je mehr das Gebot stieg, immer hitziger wurde.

„Fünzig“, schrie er, so laut er konnte.

„Sechzig“, erwiderte Baptisto.

„Hundert.“

„Vierhundert.“

„Fünfhundert“, legte der Mönch zaghaft zu.

Und während er vor Ungeduld und Aufregung von einem Fuß auf den anderen trat, zeigte Baptisto eine höhnische und boshafte Ruhe. Die scharfe, geborstene Stimme des Exekutors hatte schon dreimal wiederholt: Fünfhundert. Giacomo fühlte die Seligkeit schon wieder näher rücken, da jagte sie ein Laut von Menschenlippen davon. Der Buchhändler vom Königsplatz drang vor und sagte: Sechshundert. Die Stimme des Exekutors wiederholte viermal: Sechshundert, und keine andere gab mehr Antwort. Aber einige sahen am Ende des Tisches einen Mann mit bleicher Stirn und zitternden Händen, der bitter lachte, wie Dantes Verdammte lachen. Er hatte den Kopf tief gesenkt und die Hand in der Brust verborgen, und als sie wieder zum Vorschein kam, war sie warm und feucht, und Fleisch und Blut klebte an den Nägeln.

Man reichte das Buch von Hand zu Hand, damit es an Baptisto gelangte. Das Buch kam an Giacomo vorbei, er spürte den Geruch, er erfasste den Moment, da es an seinen Augen vorüberging, und sah es haltmachen bei einem Manne, der es nahm und lachend aufschlug. Da beugte der Mönch das Haupt und verbarg sein Gesicht. Er weinte.

Der Heimkehrende ging langsam und schwerfällig. Sein Gesicht erschien sonderbar stumpf, seine Haltung wunderlich und albern. Er sah aus wie ein Betrunkener. Er taumelte. Seine Augen waren halb geschlossen, die Lider glühend rot. Schweiß lief ihm von der Stirn, und er murmelte hinter den Zähnen wie einer, der zu viel getrunken, beim Festbankett sich übernommen hat. Sein Geist war abwesend. Er trieb sich herum wie sein Körper, ohne Ziel noch Zweck, taumelnd, un schlüssig, träge und wirr. Sein Kopf wog schwer wie Blei, seine Stirn brannte wie Kohle. Ja, er war trunken von den Erlebnissen des Gefühls, er war erschöpft von der Last der Tage, er hatte vollauf genug vom Dasein.

Es war ein Sonntag, und die Leute gingen plaudernd und singend spazieren. Der arme Mönch hörte ihr Geschwätz und ihre Lieder.

Er erhaschte im Vorbeigehen etliche Brocken des Gesprächs, Worte, Ausrufe, aber es schien ihm, als sei es immer derselbe Ton, dieselbe Stimme, ein unbestimmtes, wirres Getöse, eine sinnlose, gellende Musik, die in seinem Hirne sauste und ihn betäubte.

„Hör mal,“ sagte einer zu seinem Nachbarn, „hast du schon die Geschichte von dem armen Pfarrer von Oviedo gehört, den sie erwürgt im Bette gefunden haben?“

Mehrere Frauen standen vor der Thür, die Abendkühle zu genießen. Als er vorbeikam, hörte Giacomo eine sagen:

„Du weißt doch, Martha, der reiche Junge aus Salamanca, Don Bernardo hieß er, der vor ein paar Tagen hieher gekommen ist mit dem feinen, schwarzen Maultier, das so niedlich war und so schön aufgezümt und das er so stolz über das Pflaster traben ließ. Heute morgen in der Kirche wurde erzählt, der arme junge Mensch wäre tot.“

„Tot?“ sagte ein junges Mädchen.

„Ja, Kleine, er ist gestorben, hier in der Herberge von Sankt Peter,“ erwiderte die Frau; „zuerst hatte er Kopfschmerz, dann bekam er Fieber, und vier Tage drauf hat man ihn begraben.“

Giacomo hörte noch mehreres. Alle seine Erinnerungen wurden wach und ließen ihn erbeben, und ein graufames Lächeln irrte um seinen Mund.

Der Mönch kam krank und erschöpft nach Hause. Er kauerte sich auf den Tritt des Ladentisches und schlief ein. Die Brust war ihm eng, ein hohler, heiserer Ton entstieg seiner Kehle. Fiebernd wachte er auf. Ein furchtbarer Alpdruck hatte seine Kräfte erschöpft.

Es war schon Nacht, und es hatte eben von der nächsten Kirche her elf geschlagen. Giacomo hörte schreien:

„Feuer! Feuer!“

Er öffnete die Fenster, trat auf die Straße und sah wirklich Flammen über die Dächer empor schlagen. Er trat zurück und wollte gerade seine Lampe nehmen, um in seine Lagerräume zu gehen, als er vor seinen Fenstern Leute vorbeilaufen hörte, die riefen:

„Zum Königsplatz, — es brennt bei Baptisto.“

Der Mönch fuhr zusammen, schallendes Gelächter brach aus seinem Herzen, und er eilte mit der Menge zum Hause des Buchhändlers.

Das Haus brannte. Die Flammen schlugen hoch und schrecklich empor und sprangen, vom Winde gejagt, hochauf gegen den wundervoll blauen Himmel Spaniens, der über dem erregten, tosenden Barcelona ruhte, wie ein Schleier über Tränen.

Man sah einen Mann, halbnaakt, mit Gebärden der Vernichtung; er riß sich die Haare aus, wälzte sich auf der Erde, lästerte Gott und schrie vor Wut und Verzweiflung. Es war Baptisto.

Der Mönch sah sein lautes, verzweifelt Loben mit Ruhe und Fröhlichkeit an; er lachte böse, wie ein Kind der Qualen des Schmetterlings lacht, dem es die Flügel ausgerissen hat.

In einem oberen Gelass sah man die Flammen große Bündel Papier verzehren.

Giacomo nahm eine Leiter, stemmte sie gegen die geschwärzte, wankende Mauer. Die Leiter zitterte unter seinen Tritten. Er eilte hinauf, erreichte das Fenster. Verdamm! Nur ein paar alte Ladenhüter, ohne Wert noch Verdienst. Was nun? Er war drinnen und mußte entweder zum Mittelpunkt dieser flammenden Atmosphäre vordringen oder die Leiter wieder hinabklettern, deren Holz zu glühen begann. Nein! Er drang vor. Er durcheilte mehrere Zimmer. Die Dielen bogen sich unter seinen Schritten, die Türen stürzten zusammen, wenn er sich näherte, die Deckbalken bedrohten seinen Kopf. Er lief mitten im Feuer, keuchend und rasend.

Er mußte es haben, das Buch! Er mußte es haben oder sterben!

Er wußte gar nicht, wohin er laufen sollte, aber er lief.

Endlich gelangte er vor einen Verschlag, der noch unversehrt war. Er brach ihn mit einem Fußtritt auf und sah in einen dunklen und engen Raum. Er tastete umher, spürte Bücher unter den Fingern, fühlte sich eins heraus, nahm's und trug's aus dem Zimmer. Da war's! Das Geheimnis Sankt Michaels! Er eilte den Weg zurück, wie ein Verzückter und Besessener. Er sprang über Löcher, er flog durch die Flammen. Aber er konnte die Leiter nicht wiederfinden, die er an die Wand gelehnt hatte. Er erreichte ein Fenster und stieg hinaus, sich mit Händen und Knien an Vorsprünge klammernd, seine Kleider fingen Feuer, und als er unten ankam, wälzte er sich in den Kinnstein, um die Flammen zu ersticken, die ihn verbrannten.

Einige Monate waren hingegangen, und man sprach nicht mehr von dem Buchhändler Giacomo. Nur das Straßenvolk lachte über ihn, als über einen jener sonderbaren Einspänner, deren Sehnsüchte und Leidenschaften es nicht versteht.

Spanien hatte an Wichtigeres und Ernsteres zu denken. Ein böser Geist schien es zu bedrängen. Jeden Tag geschahen neue Verbrechen, neue Mordtaten. Und alles deutete auf eine unsichtbare und verborgene Hand. Ein Doldh hing über jedem Dach und jeder Familie. Leute verschwanden plötzlich, ohne daß man eine Spur des aus ihrer Wunde verströmten Blutes fand. Ein Mann ging auf die Reise und kam nie wieder. Keiner wußte, wem die entsetzliche Landplage zuzuschreiben sei; und man schreibt doch so gern Unheil irgendeinem Fremden zu, aber das Glück sich selbst.

Es gibt wirklich so bitterböse Tage im Leben, so arge Zeiten für die Menschen, daß sie gen Himmel schreien, weil sie nicht wissen, wen sie mit ihren Flüchen beladen sollen. In diesen unglücklichen Zeitläuften lernen die Leute an ein Verhängnis glauben.

Es ist wahr, die Polizei hatte sich lebhaft und eifrig bemüht, den Urheber aller der Missetaten zu entdecken; bezahlte Spione hatten sich in alle Häuser geschlichen, hatten alle Gespräche behorcht, alle Ausrufe gehört, jeden Blick beobachtet und nichts entdeckt.

Der Staatsanwalt hatte alle Briefe geöffnet, alle Siegel erbrochen, alle Winkel durchstöbert und nichts gefunden.

Eines Morgens jedoch hatte Barcelona sein Trauerkleid ausgezogen und drängte sich in den Saal des Gerichtspalastes, wo der zum Tode verurteilt werden sollte, den man für den Urheber all dieser furchtbaren Verbrechen hielt. Die Leute versteckten ihre Tränen hinter einem krampfhaften Gelächter; wenn man leidet und wenn man weint, ist es ein Trost, freilich ein recht selbstsüchtiger, fremde Leiden und fremde Tränen zu sehen.

Der arme, ruhige, friedliebende Giacomo war angeklagt, er solle das Haus des Baptisto angesteckt und seine Bibel geraubt haben; er wurde noch tausend anderer Verbrechen beschuldigt.

Da saß er auf der Bank der Mörder und Raubgesellen, der rechtschaffene Bücherfreund. Der arme Giacomo, der nur an seine Bücher

dachte, wurde da hineingezogen in die Geheimnisse von Mord und Schafott.

Der Zuschauerraum war überfüllt. Endlich erhob sich der Staatsanwalt und las die Anklage vor. Sie war lang und verworren; man konnte nur mit Mühe die Hauptsache von den Einschüßeln und Nebenbetrachtungen unterscheiden. Der Staatsanwalt erklärte, er habe in Giacomos Hause die Bibel gefunden, die Baptistos Eigentum gewesen sei; es gebe nur das eine Exemplar in Spanien. Es sei also einleuchtend, daß Giacomo Baptistos Haus in Brand gesteckt habe, um sich dieses seltenen und kostbaren Buches zu bemächtigen. Er schwieg und setzte sich wieder, ganz außer Atem.

Der Mönch saß ruhig und still da und hatte nicht einmal einen Blick der Erwiderung für die Menge, die ihn schmähte.

Sein Verteidiger stand auf. Er sprach lange und gut. Als er endlich seine Zuhörer gerührt zu haben glaubte, öffnete er den Talar und zog ein Buch hervor. Er schlug es auf und wies es dem Publikum. Es war ein zweites Exemplar dieser Bibel.

Giacomo schrie auf, fiel auf die Bank und riß sich die Haare aus.

Der Augenblick war kritisch. Man erwartete eine Erklärung des Angeklagten. Aber kein Ton kam von seinen Lippen. Endlich beruhigte er sich und sah die Richter und den Verteidiger an wie einer, der eben erwacht.

Er wurde gefragt, ob er schuldig sei, das Feuer bei Baptisto angelegt zu haben.

„Ach nein“, antwortete er.

„Nein?“

„Aber werden Sie mich auch verurteilen? Oh, ich bitte Sie, verurteilen Sie mich! Das Leben ist mir zu schwer. Mein Verteidiger hat Sie belogen, glauben Sie ihm nicht. Verurteilen Sie mich, ich habe Don Bernardo getötet, ich habe den Pfarrer getötet, ich habe das Buch gestohlen, das einzige Buch, denn es gibt keine zwei in Spanien. Meine Herren, lassen Sie mich töten, ich bin ein elender Kerl.“

Der Verteidiger ging zu ihm und zeigte ihm die Bibel:

„Ich kann Sie retten, sehen Sie!“

Giacomo nahm das Buch, sah's an.

„Weh mir! Ich habe geglaubt, es sei nur eines in Spanien! Bitte, bitte, sagen Sie, daß Sie mich getäuscht haben . . . Fluch über Sie!“

Er fiel in Ohnmacht.

Die Richter kamen zurück und verkündeten das Todesurteil.

Giacomo hörte es ohne Zittern an, ja, er sah jetzt ruhiger und zufriedener aus. Man wollte ihm Hoffnung machen, ein Gnadengesuch beim Papst könne vielleicht Erfolg haben. Er lehnte es ab und bat nur, seine Bibliothek dem zu geben, der die meisten Bücher habe in Spanien.

Darauf, als die Leute sich verlaufen hatten, bat er seinen Verteidiger, ihm gütig das Buch noch einmal zu überlassen. Der gab es ihm.

Giacomo empfing es mit Zärtlichkeit, vergoß Tränen auf die Blätter, dann zerriß er es voller Wut, warf die Fetzen dem Verteidiger an den Kopf und sagte:

„Sie haben gelogen, Herr Advokat! Ich habe es Ihnen ja gesagt: es gibt nur ein Exemplar in Spanien!“

(In Buchform mit Lithographien von Elfr. Rubin erschienen im Verlag von Paul Steegemann, Hannover, mit dessen Einverständnis hier der Abdruck erfolgt. Wir empfehlen das gut gedruckte und nett ausgestattete Büchlein.)